

Lägernzauber

Autor(en): **Siegrist, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **4 (1928)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-320299>

Nutzungsbedingungen

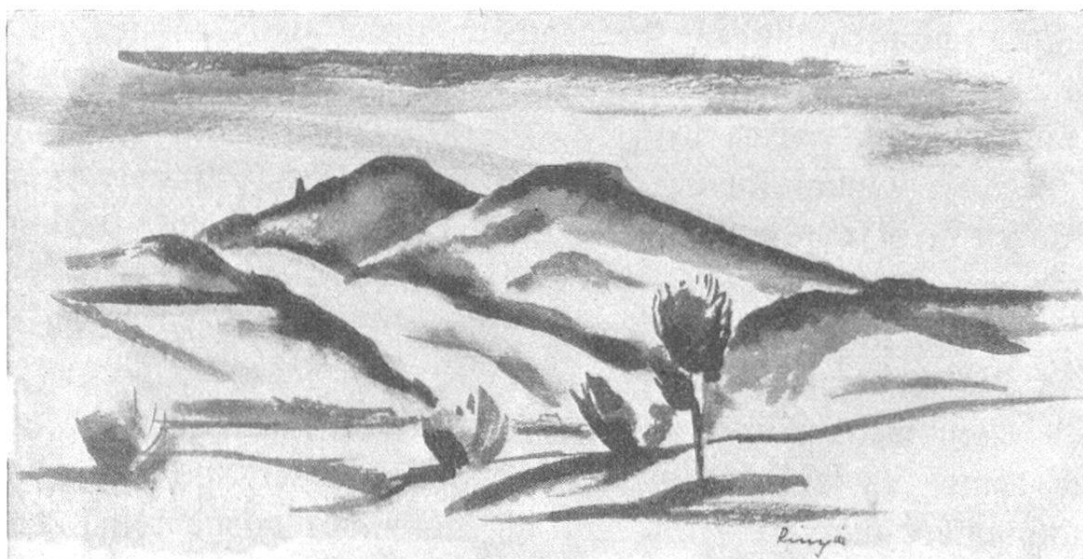
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Lägernzauber.

Dr. Rudolf Siegrist, Narau.

Bilder von E. Ringier.

Erinnerungen.

In der Nacht stand ich auf dem weißen Grat der Lägern. Die Tiefe lag im Nebelmeer. Hinter der Aare reiheten sich am dunkelnden Horizont schattenhafte Scharen jurassischer Berge. Sie schickten den Abendgruß ihrem östlichen Bruder.

Der Nebel stieg empor. Bald in flacher Ebbe, bald in wogendem Wallen verschlang das weiße Meer Berg und Hügel. Es flutete herauf zu uns. Feuchte Schwaden strichen über Busch und Fels. Der Gipfel tauchte ein und versank in Nacht und Grauen. Abgrund unter mir, schwarzer Himmel darüber; ich suchte eine geschützte Bucht, die Nacht zu verbringen.

So dunkel wird es hier gewesen sein, als vor Millionen von Jahren dieser Fels tief unter dem Jurameere lag.

Und wie es krappelt im Laub, da werden die steinernen Meertiere lebendig. Seesterne und -igel taumeln im Wasser empor, Seelilien auf schwankenden Stielen wedeln und fächeln mit feinen Armen. Zwei Ammonshörner, so groß, als wären es vorsündflutliche Pflugräder, kommen neugierig dahergehumpelt. Sie tasten mit ihren Fangarmen an meine Nase und schauen mit seltsamem Grinsen mich an. Doch wie ich sie an-

blase, schlüpfen sie in ihre Schale zurück und höhnen aus sicherem Verließ den einfältigen Narren, der ohne Decke und Haus hier im Freien liegt.

Noch einmal werde ich aufgeschreckt: Im Rauschen der Wogen zieht ein fletschender Ichthosaurus heran und peitscht mit dem Schwanz auf mich hernieder.

Dann flauen die Meereswellen ab zum leisen Rascheln des Laubes knorriger Eichen.

Von weitem noch höre ich ein fremdartiges Schnarchen; ich denke, es sei Ichthosaurus, das Ungeheuer, und beruhigt schlummere auch ich. So lag ich die Nacht ausgebreitet auf dem Jurameeresgrund und vernahm im Traum der Lägern Entstehen:

Oh Baden, du Grasschaft, wie siehst du nur aus!

Ein wüster Meeresboden, ohne Berg, ohne Hügel! — Durch die Wasser hinunter rieselt ein ewiger, feiner Schlammregen, legt Schicht auf Schicht hernieder und bettet sanft die Reste verstorbener Generationen ein.

Jahrmillionen vergehen, halbe Ewigkeiten; der Meeresgrund erstarrt zu Juragestein. Mächtige Geschlechter sterben aus, und veränderte, neue Gesichter blühen heran — immer noch liegt die Lägern flach am Meeresgrund.

Selbst als die gewaltigen Wechsel der Wasser sich vollziehen, als an Stelle des Meeres Süßwasser tritt, und als noch zweimal der Wechsel vor sich geht, als Hunderte von Metern Sandsteinmassen auf den Kalksteinboden sich niederlegen, selbst dann liegt unser Berg noch flach unter den Molasseschichten.

Endlich beginnt ein Stoßen, ein Recken und Wölben. Ungefähr in der letzten Zeit des Bestehens des Molassemeeres setzt ein mächtiges Schieben von den Alpen her ein. Es drückt allmählich den Nordrand des Meeresbodens empor zu Falten und Gewölben, so elegant, als wäre ein Blätterteig zu biegen und zu kräufeln. Das mächtige Widerlager des Schwarzwaldes und der Vogesen nimmt den Stoß auf.

Die nördlichste der Auffaltungsketten, die Brandungskette Lägern-Wiesenberg-Les Rangiers-Lomont, erfährt dabei die

größten Ueberschiebungen. Die Lägern wächst empor als letztes, imposantes Gewölbe im Osten. Es scheint, als wolle sie sich zu einer Höhe erheben, die das Dreifache seiner jetzigen Größe erreicht! Aber auch Berge wachsen nicht in den Himmel. Regen und Verwitterung setzen ein und tragen vorab im Laufe von Jahrhunderttausenden die Sandsteinschichten restlos weg, Berge von mehreren hundert Metern Mächtigkeit!

Gleichzeitig aber grünt und blüht auf den Ufern des Molassemeeres eine unendlich viel reichere und südlichere Vegetation, als die Schweiz sie heute aufweist.

Ueber dreihundert Arten von Bäumen und Sträuchern tragen immergrüne Blätter, und über zweihundert wechseln periodisch ihr Laub. Mammutbäume, Taxodien, Kampher- und Tulpenbäume, Palmen, Feigen- und Lorbeerbäumchen, feinblättrige Akazien und viele verschwundene Arten geben der Flora ein Gepräge, wie wir es heute in den Subtropen und Tropen Amerikas zum Teil wiederfinden.

So muß schon zu dieser Zeit die Vegetation stets wieder frischbesiedeln und Neuland erobern, ankämpfend gegen die Erosion, gegen die ewige Abtragung und Fortschwemmung des Bodens.

Aber trotz des Pflanzenwuchses wird der Sandstein fortgespült und nicht nur er allein. Auch härtere Schichten, solche der Jurafelsen, verschwinden. Der Scheitel des Lägerngewölbes wird abgetragen, so gründlich, daß dort, wo dieses sich erheben würde, ein Talgrund sich hinzieht. Wäre es erhalten geblieben mit seiner ganzen Sandsteindecke, dann hätte es die Höhe des Rigi erreicht. Ueberdies bricht der Scheitel des Berges längs entzwei, und der Südschenkel des Gewölbes wird nach Norden überschoben.

Am mächtigsten setzt die Erosion ein, wo nachher die Bäderstadt sich aufbaut: In einem fast kreisrunden Kessel entsteht hier eine Talausweitung durch alle Juraschichten hinunter bis auf den Muschelfalk. Dadurch wird die Schicht ange schnitten, die in ihrer Ausdehnung von den Alpen bis nach Baden die Wasser führen, die als fast fünfziggrädige Thermen hier aus dem Scheitelbruch empor sprudeln.

Diese Thermen sind altberühmt. Schon bei den Römern, die aus ihren Zügen nach dem rauhen Norden gelegentlich ein Feldherrenzipperlein heimtrugen, standen sie in hohem Ansehen. Wer aber könnte ahnen, daß sie sogar älter sind als das ganze Menschengeschlecht! Sie waren da bevor ein menschlicher Fuß die Erde betrat. Vorsorgliche Mutter Natur, erst hast du die Heilmittel und dann den Patienten geschaffen!

Das dachte der Lägernberg vor etwa zweihunderttausend Jahren. Er mußte darüber lachen und schüttelte einen großen Bergsturz im Norden herunter.

Bei diesem Gepolter erwachte ich.

Im Traum über die Urzeiten war eine halbe Nacht vergangen. Mich fröstelte. Wie war es denn? Habe ich nicht erst noch im tropischen Molasse-Palmenwald gelegen?

Da steh ich wieder leibhaftig oben auf unserm Lägernkamm, wo ich gestern ruhte.

In eiserner Nachtruhe liegt jetzt das Nebelmeer wenig unter meinen Füßen. Aus kalten Ewigkeiten hernieder sinkt der Sterne Leuchten. Im Osten dämmert erst ein leiser Schein des kommenden Tages, ein Hoffnungsschimmer dennoch auf Wärme und Wiedererwachen.

Wie seltsam wunderbar träumt es sich da mit offenen Augen weiter!

Folgte nicht auf die im Traum erlebten Zeiten der Erdgeschichte ein Erstarren im Eis, gerade so, wie die Landschaft jetzt im Nebelkleide steckt? Jawohl, so war es.

Zum Inselberg in unendlicher Eismasse wird jetzt die Lägern, wie zur Zeit der größten Bergletscherung, ein Nunataker, wie die Geologen sagen, gleich der Hohenrone und den höchsten Kaltwangen-Klettgauerbergen.

Gewaltig und eindrucksvoll spricht das Bild zu mir, und wenig Phantasie braucht es, diese geologische Epoche zu erfassen, denn in der Frühmorgenskälte zittern die Glieder, als ob sie ungeduldig das erste Tagesgrauen erwarteten zum Abstieg auf den endlosen Firn.

Aber ich bleibe noch länger. Im Leuchten der aufgehenden Sonne hier zu sein, als Weltenstäubchen, als Sekundenmücklein

im ewigen Weltengeschehen! Mensch, welch ein Glückskind bist du!

Wie die siegende Sonne stieg und die Nebel zerfetzte, da sah ich noch den Egel, Albis und Metliberg aus den weißen Massen sich erheben, gerade als wär es die Zeit der letzten Vergletscherung. Dann schauten grünende Täler heraus, und Wohnstätten meiner Mitmenschen mahnten mich, daß auch ich diesen Morgen wieder zur Arbeit mußte.

„Wir wollen's vergeben, vergessen, verzeih'n
Den Rosen und Reben am sonnigen Rain!“

Singend stieg ich nieder, ohne eigentlich bewußt Anlaß für gerade diese Worte zu haben. Aber was tat's! Der Morgen war schön, die Brust jauchzte, was fragt man dann nach Sinn und Verstand!

Bei den Bädern vorbei zuckte es gelegentlich in Schulter und Hüfte. Ich mußte lachen, marschierte halblinks der Sonne entgegen, sagte „weg!“ und wurde nicht Patient.

Zu Hause schlug ich Vater Heims große Geologie auf und überzeugte mich, daß der alte Lägernberg bei seiner nächtlichen Erzählung sich über ein glänzendes Gedächtnis ausgewiesen hatte.

Ich freute mich über den jugendlichen Alten und versprach, ihn wiederzusehen.

Frühling auf dem Berge.

Kennst du das reizende Bildchen „Wenn der Frühling auf die Berge steigt“? Mutter mit Kindlein schreiten blumenbefrängt hügelan auf frischem, einförmigem Grün. Unter ihren leisen Tritten erwachen die Blumen, erblüht die Wiese.

So zieht der Frühling aus der blühenden Aue über Hang und Hügel hinaus.

Aber oben auf der sonnigen Lägern ist es anders.

Noch liegen die Täler im Winterschlaf, durchzogen von feuchtkalter Luft und Nebel, wenn auf dem Kamm das erste Leben sich regt. Rascher schmilzt hier der Schnee, und an den glatten Felsen des Südhanges hat die Sonne leichtere Arbeit, da keine tiefen Schneemassen haften bleiben.



Du fühlst es aber auch, wie Sonne und Süden dir nahen, wenn du vom Scharenfels den wuchtigen Felsentritten aufwärts folgst.

Schau die kleinen, knorrigen Eichen, die Steineiche und gar die Flaumeiche! Wie weit mußt du wandern, um diese wiederzufinden! Ganz in den westlichen Jura oder hinein in das sonnendurchglühete, trockene Wallis.

Und hinter den grauweißen Felschichtköpfen und den dunkelgrauen Rinden der rässigen, zähen Kämpfereichen erhebt sich ein tief klarblauer Himmel von südlicher Pracht.

Auch wenn die Vorfrühlingsstürme, einem wilden Heere gleich über den Kamm dahinjagen, wenn vor dem nahenden Gewitter die Winde daherstürzen, daß du an Baum und Fels dich klammern mußt, wenn in Novembertagen das Luftmeer um die Gipfel brandet, auch dann noch behält der Felsenwald sein kraftvoll, mächtig Bild. Flachgepeitscht sind dann Ruten, Zweig und Ast; darunter aber stehet fest der sparrige Stamm auf unbeweglich trotzigem Fels.

So sah ich diesen Bergwald an einem Märzentage von Schneeflocken lustig durchtanzt und umwirbelt. Doch als ich andern Tages wiederkam, welch ein Zauber war vollbracht!

An tausend kleinen Pflanzenbüscheln auf lichtem Boden zwischen Strauch und Baum saßen die Glöcklein, verwandelt in schneeweiße Blüten des Bergtäschelkrautes (*Thlaspi montanum*), dazwischen erhoben sich gelbe Schlüsselblumen, und am Burghorn hatten die Schneeglöcklein beinahe schon ausgeläutet.

Ueber den Kamm hinweg und an den südlichen Felsen standen die Blaugrashorste (*Sesleria coerulea*) in voller Blüte, drei Wochen früher, als ein paar Schritte seitwärts, am schattigen Nordhang. Zwischen Felsköpfen still verborgen neigte das zierliche Bergsteinkraut (*Alyssum montanum*) bescheiden seine ersten goldgelben Rispen. Noch mehr versteckt hielt sich ein seltener, zierlicher Streifenfarn (*Asplenium fontanum*), der häufiger im südwestlichen Europa und im Wallis und Tessin vorkommt.

Fast sömmerliche Wärme strahlte durch die unbelaubten Baumkronen auf den Waldboden nieder. Ein trockener Föhn schmolz die letzten Schneenester in schattigen Mulden. Ende März erst hielt der Frühling seinen Einzug am Bergeshang, von dem sonnigen Grat herniedersteigend. Am munteren Bächlein blühten Primeln und Dotterblumen, seitwärts im Gebüsch strahlten unzählige gelbe Sterne des „Frühlingsglizerli“ (*Ranunculus Ficaria verna*).

Das alles war aber erst der Frühlingsanfang.

Rehre zurück im Wonnemonat Mai, dann wirst du erst recht entzückt sein ob der seltsam fremdartigen Blütenpracht.

Wenn du aber Wert darauf legst, als Mensch mit guter Erziehung zu gelten, dann reiße nichts ab! Bewundere die Schönheiten und freue dich darüber; dann können auch andere, die nach dir den Weg in die Natur suchen, der gleichen Freude teilhaftig werden.

Wieder ist es der Felsgrat, der die reichste Flora aufweist. Graslilien prangen in schneeweißen Blütentrauben. Die astlose Art (*Anthericum Liliago*) ist seltener, auch an unzugänglicheren Stellen als die verbreitete, ästige (*A. ramosum*). An dünnen Stielchen schaukeln die gelblichgrünen Blüten der kleinen Wiesentraute (*Thalictrum minus*). Ein Büschel herab-

hängender Staubfäden erzittert beim leisesten Lüftchen. Lilafarbig schimmern die Körbchen des ausdauernden Lattich (*Lactuca perennis*), und im satten Orange leuchtet die Feuerlilie (*Lilium croceum*). In großer Zahl überdeckt der Bergamander (*Teucrium montanum*) als kleiner Spalier die sonnigen Felsen. Ein herrlicher, starker Duft entströmt ihm, so daß man wäbnen könnte, in die heißen Garigues der Mittelmeerländer versetzt zu sein. Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*), übersät von tausend gelben Blüten stehen in Gruppen dazwischen.

Dem Grat entlang finden wir häufig drei Doldengewächse, die anderswo selten sind: Laserkraut und Sesel (*Laserpitium latifolium* und *Seseli libanotis*) und das Hasenrohr (*Bupleurum longifolium*). Damit sind blos die charakteristischsten und auffallendsten Kräuter erwähnt. Es würde viel zu weit führen, hier die ganze Artenliste wiederzugeben.

Ueber die niedrigen Pflanzen neigen sich da und dort blühende Rosen, so die Alpen-Heckenrose (*Rosa alpina*), die reichstachelige (*R. spinosissima*), die filzige (*R. tomentosa*). Dazu gesellt sich eine große Anzahl von Sträuchern und Bäumen, die im ersten Grün stehen. Sie bilden an felsigen Partien Bestände von ganz eigenartigen, fremd südländisch anmutendem Aussehen.

Der Werdegang dieser Waldpartien, vom ersten Fußfassen der Flechten und Moose auf nacktem Fels bis zum fertigen Bergbuschwald kann heute noch an mehreren Stellen der Lägern deutlich verfolgt werden. So dort, wo der Grat besonders schmal wird; wo Bronner in „schwindelnder Höhe“ stundenlang rittlings vorrückte, und wo auch heute noch der Wanderer meist rasch vorüberzieht, weil jenseits ein Baum sicheren Halt verspricht und Schatten spendet!

Für den modernen Naturforscher aber sind diese Partien die interessantesten. Nicht deshalb in erster Linie, weil Seltenheiten zu finden sind, sondern weil er hier den Kampf der lebendigen Pflanzenwelt auf totem Gestein in all seinen Phasen und in seiner erstaunlichen Gesetzmäßigkeit verfolgen kann.

Davon soll später die Rede sein.

Die Burstwiese.

Sonnige, trockene Stellen des Berghanges, sowie der Sandsteinhügel im Süden der Lägern tragen einen eigenartigen Pflanzenwuchs, der in seiner vollen Blütenpracht, besonders im leuchtenden Goldgelb der Schmetterlingsblütler, lebhaft an südliche Vegetationsbilder erinnert.

Das ist die Burstwiese; so benannt nach seinem charakteristischen Bewohner, dem Burstgras (*Bromus erectus*).

Wie eine Art ihre bestimmten Eigenschaften aufweist, so hat auch eine natürliche Pflanzengesellschaft ihre charakteristische Zusammensetzung. Immer wieder treten darin dieselben Arten auf und geben der Gesellschaft ein bestimmtes Gepräge. Selbst wenn erst die Anfänge einer Besiedelung auf nacktem Fels oder Schutt sich zeigen, läßt sich schon voraussagen, wie der weitere Entwicklungsverlauf sich gestalten wird. Nur wenn der Mensch in diese Entwicklung eingreift, wenn er etwa den Boden verbessert und Aussaaten macht, dann wird der natürliche Verlauf gestört.

Ist das nicht ganz wie beim Menschen, dessen Charakter sich prägt aus Veranlagung und Erziehung?

Die Entwicklung der Burstwiese. Auf trockenheißem Kalkfels siedelt sich eine *Verucaria*-Flechte an, das erste Besiedelungsstadium bildend.

Im zweiten Stadium gesellen sich Moose und Fett-
hennen dazu, die ganz besonders befähigt sind, andauernde
Trockenheit zu ertragen. Besonders stark vertreten sind vier
Moosarten. Zwischen ihnen stellt sich die weiße Fetthenne
(*Sedum album*) und der milde Mauerpfeffer (*S. mite*)
ein. Auch das Burstgras oder die aufrechte Trespel
(*Bromus erectus*), sowie ihre treuen Begleiter tauchen als erste
Pioniere des künftigen Bestandes auf und weisen der weiteren
Entwicklung den Weg. So ein borstliches, oft bläuliches Gras,
das lebhaft an Steppen erinnert, der Schafschwingel (*Festuca*
ovina duriuscula), das kleine Sandkraut (*Arenaria serpylli-*
folia), das Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*)
der schopfige Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*), der
blutrote Storchenschnabel (*Geranium sanguineum*), der

eichenblättrige Gamander (*Teucrium Chamaedrys*), der Berglauch (*Allium senescens*).

Im dritten Entwicklungsstadium erkennen wir schon deutlich die Anfangsphase der Burstwiese. Der Rasen ist geschlossen. Das Burstgras und seine Begleiter haben sich vermehrt und ausgebreitet auf Kosten der ursprünglichen Pionier-Flechten-Moos- und Fetthennenvegetation. Ein weiteres, feines, oft bläulich-grünes Gras trockenwarmer Gebiete ist hinzugekommen, die Kammshiele (*Koeleria cristata gracilis*), die Schmetterlingsblütler haben sich stark vermehrt, Thymian (*Thymus serpyllum*), Fingerkraut (*Potentilla verna*) und Gamander überziehen als kleine Spaliere den Stein, aufrecht erheben sich die roten Köpfchen des kleinen Wiesenknopfs (*Sanguisorba minor*), und wie Laternen hängen dazwischen die weißen Blüten des nickenden Leimkrauts (*Silene nutans*) herunter. Der Storchenschabel überdeckt breite Plätze, und weithin leuchten seine roten Blüten und Stengel.

Damit ist die Beschreibung dieser Trockenvegetation (*Xerobrometum*) keineswegs erschöpft. Noch manches Duzend verschiedener Arten käme hinzu. Eine Aufzählung hier hätte keinen Sinn.

Wer an einem schönen Frühlings- oder Sommertage offenen Auges über den Berg wandert kann schon mit diesen Hinweisen manches als gesetzmäßiges Werden erkennen, das ihm sonst als unentwirrbares Durcheinander erschienen ist. Und wenn er weiter forscht, wird er finden, daß auch mit der bestentwickelten Burstwiese, aus der heraus Millionen orangegelber Staubbeutelchen blinken, keineswegs das Endstadium der Entwicklung erreicht ist. Dornige Sträucher, junge Eichen und Föhren setzen den Fuß in die Wiese und leiten allmählich über zum Waldstadium.

Das Blühen in der Burstwiese. Einsam und verborgen, halb zwischen Föhren-, halb zwischen Eichenwäldchen liegt ein Orchideenparadies. Das kleine Knabenkraut (*Orchis Morio*) mit seinen Blüten in allen Tönen von Rot und dem wagrecht abstehenden Sporn eröffnet den Frühlingsblumenreigen. Ihm folgt in kurzem das männliche Knaben-

fraut (*Orchis masculus*) mit roten Blüten und abwärts gerichtetem Sporn.

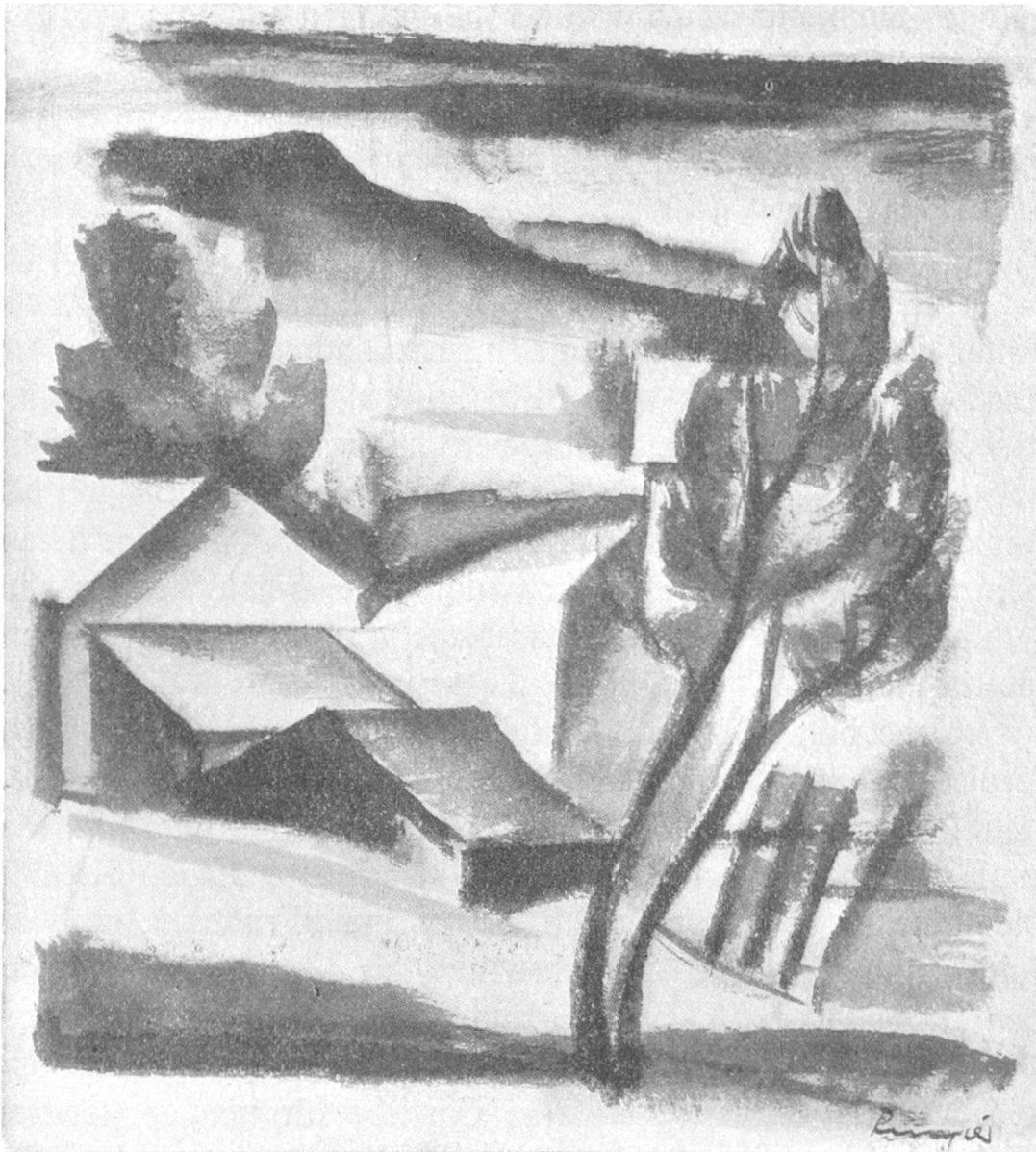
Die seltensten Wunder aber bergen die Insektenorchideen (*Ophrys*). Da hangen Wespen, dort Bienen, Hummeln, Fliegen und Spinnen aufgehängt an kleinen Stielchen! Doch, wenn du näher zuschaust, sind es lauter Orchideenblüten von phantastisch, erotischem Aussehen. Es ist, als hätte die Natur im Uebermut einen fröhlichen Scherz gemacht. Vielleicht haben aber auch diese lustigen Blumenfiguren eine Bedeutung, der wir heute noch verständnislos gegenüberstehen.

Wenn man beachtet, daß an der Lägern der Großteil der schweizerischen Orchideen vorkommt, mehr als dreißig Arten, dann wird man verzeihen, daß nicht jede Schönheit hier einzeln gewürdigt werden kann. Es hieße ja auch Idylle zerzausen, wollte man alles beim Namen nennen!

Gehe hin, Wanderer und freue dich, doch sündige nicht, freule nicht im Blütenzauber! Alles will Sonnenschein, alles will leben, die Blume erst recht. Wenn du so dich einstellst zu Natur und Leben, dann erst gehen ihre Schönheiten in dich hinein. Sie werden sich weiter dir offenbaren, und du kannst an verborgenen Plätzchen auch die edelste der Orchideen, den Frauenschuh (*Cypripedium Calceolus*) noch finden.

Nach den Orchideen folgt im Ausblühen eine Menge von Schmetterlingsblütlern, die eine Vorliebe für magere, trockene Böden haben, Wundflee (*Anthyllis Vulneraria*), Hornflee (*Lotus corniculatus*), Hufeisenflee (*Hippocrepis comosa*), Platterbse (*Lathyrus pratensis*), dazu noch das Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*).

Alle diese buschigen Pflanzen leuchten weithin in goldenem Gelb, als ob sie die strahlende Sonne widerspiegelten. Heiß zittert über ihnen die Luft. Lustig hüpfst die Eidechse von Stein zu Stein. Trockenrisse durchkreuzen den Boden. Die Landschaft atmet eine südländische Wärme, betont durch die glühenden Farben der Blüten und durch ununterbrochenes Zirpen tausender von Heuschrecken. Dazu kommt das fremdartige Aussehen der weißen Graslilie (*Anthericum ramosum*). Ich fühlte mich in die Vegetation der Macchien und Garigues des Mittelmeeres versetzt.



„Im Berg“

Wie ein Wald entsteht.

Der Südhang der Lägern zeigt in der Verteilung der Wälder die Eigentümlichkeit, daß unten Nadel-, oben Laubhölzer vorwiegen. Außerdem besteht der untere Waldsaum vielfach aus Föhrenwäldchen, die an Rebgelände und andere Kulturen grenzen.

In den meisten Fällen entwickeln sich diese Kiefernwälder auf Odland, das bei einem Rückgang des Wein- und Ackerbaues preisgegeben worden war. Sie entstehen aber auch in Burstgrasbeständen, wenn diese sich selbst überlassen sind. Mit

und nach den Föhren stellen sich Laubbäume ein, Eichen, Linden, Almen, Buchen und verschiedene dornige Sträucher.

Laubhölzer haben ein geringeres Lichtbedürfnis als die Föhren. Während diese im Untermuchs des Waldes an Lichtmangel zu Grunde gehen, vermögen die Laubhölzer im Schatten noch gut zu gedeihen. So werden allmählich die Föhren verdrängt. Ein Laubmischwald tritt an ihre Stelle. In dem Maße, wie die Lichtverhältnisse im Walde andere werden, verändert sich auch der Boden. Es entsteht langsam eine humusreiche Walderde.

Als letztes Glied der Entwicklung siegt der Buchenwald.

Dieser Werdegang braucht eine lange Zeit von Jahrhunderten, sogar Jahrtausenden.

Noch langsamer geht die Waldbildung oben am Felsgrat vor sich. Auch hier waren die Steinschichten früher viel ärmer an Pflanzenwuchs, als sie es heute sind. Aber die Vegetationsdecke schloß sich mit der Zeit, und der Buschwald rückte vor. Auch jetzt noch kann dort das sieghafte Vordringen von Kraut, Gebüsch und Wald in allen Phasen sehr schön beobachtet werden.

Wie bei der Entwicklung der Birstwiese, sind auch am felsigen Grat und auf den südlichen, abschüssigen Schichtflächen besonders Moose und die weiße Fethenne Pioniere der Besiedelung.

In kleinen Humuspöflsterchen auf Felsabsätzen und -spalten keimen in günstigen Jahren andere trockenheitliebende Pflanzen, die wir zum Teil in der Birstwiese und unter den Blütenpflanzen des Lägergrates schon kennen gelernt haben. Namentlich sind es aber zwei Gräser, welche diesen Felsfluren ihr eigentümliches, steppenartiges Gepräge verleihen. An einer Stelle ist es das Blaugras (*Sesleria coerulea*), an der andern der blaugrüne Schafschwingel (*Festuca ovina glauca*).

Hat diese gemischte Kräutervegetation etwa zur Hälfte den Fels überdeckt, dann vermögen auch die Pioniere des Waldes Fuß zu fassen. Liguster und Weißdorn (*Crataegus*

monogyna) stellen oft als erste sich ein. Bald folgt die Steineiche (*Quercus sessiliflora*).

Damit sind die Anfänge zum Steineichen-Linden-Niederwald geschaffen, von dem allmählich weitere charakteristische und seltene Arten sich ansiedeln: die Flaumeiche (*Quercus pubescens*), der Bastard von Stein- und Flaumeiche, die früher erwähnten Rosen, der Schwarzdorn, der Sauerdorn (*Berberis vulgaris*), der Hornstrauch (*Cornus sanguinea*), der behaarte Schneeball (*Viburnum Lantana*), das Pfaffenkäppchen (*Evonymus Europaeus*) bildet knorrige Bäumchen, die Haselnuß (*Corylus Avellana*); häufig ist der Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica*), immer vertreten sind Esche (*Fraxinus excelsior*), oft mit kleinen Blättern, Feldahorn (*Acer campestre*), Spitzahorn (*A. platanoides*), die Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) und die Winterlinde (*T. cordata*), die meistens in Gebüschform und nicht als Baum auftritt. Der Holzapfel (*Pyrus Malus silvestris*) trägt oft auf der Unterseite der Blätter eine wollig-silzige Behaarung, die Hainbuche (*Carpinus Betulus*) kennt man kaum, da sie mit kleinen, schmalen Laubblättchen häufig in Strauchform auftritt. Die eigentliche Buche, Rotbuche (*Fagus silvatica*) ist vereinzelt und wird an heißen, trockenen Felsen zum kleinblättrigen, struppigen Gebüsch.

Ein besonderes Gepräge verleihen dem Buschwald folgende, im Flachland fehlende oder doch seltene Arten: Der Mehlbeerbaum (*Sorbus Aria*) mit seiner auffallend weiß schimmernden Blattunterseite, der Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*), die Felsenmispel (*Amelanchier ovalis*), ein Strauch mit ovalgerundeten Blättern und bläulich bereiften, schwarzen Früchtchen, die Steinmispel (*Cotoneaster integerrima*) mit freistrundlichen, sehr kurz gestielten Blättern und roten Früchten, das Alpengeißblatt (*Lonicera alpigena*), die Stachelbeere (*Ribes Grossularia*) und als Seltenheit die Alpen-Johannisbeere (*Ribes alpinum*).

So sehen wir als Hauptmerkmal dieses Berg-Buschwaldes überall herabgesetztes Wachstum, gedrückte Strauchformen an Pflanzen, die sonst unter günstigen Verhältnissen zu unsern

mächtigsten Waldbäumen heranwachsen. — Eine Anpassung an die Trockenheit der Felsen und die peitschenden Gratwinde!

* * *

Gewaltig groß ist der Gegensatz zum Buchenwald der Nordseite und der weniger steilen Südhänge. Klettern wir nordwärts über den Grat hinunter, dann stehen wir plötzlich in einem tiefschattigen Hochwald, der sich wenig unterscheidet von andern Bergwäldern des Jura und deshalb nicht beschrieben werden soll.

Dennoch rate ich, auch einmal quer durch den unteren Bergwald mit seinen mächtigen Buchen, Tannen und Fichten zu streifen. Leppiges Wachstum, bemooste mächtige Steinblöcke, Strauch und Baum überhangen von kräftigen Lianen, von Epheu, Schmerwurz und Waldreben, zaubern dir die ganze Romantik des Urwaldes hervor.

Man tat gut daran, in Wettingen solch einen schönen Wald zu schützen.

Abschied.

Seit zwei Monden lag im Tal der Nebel. Nur die Bergeshöhen standen im Licht und Firnenglanz.

Neuschnee, gefallen in ruhiger Nacht, bedeckte Boden, Ast und Zweig.

Ich stieg hinauf zur Lägern.

Ein Märchenbild! Massig, mollig und breit lag der Schnee auf den sparrigen Eichen, zart und mädchenhaft, in feinsten schmalen Leisten, bei der leisesten Berührung herunterfallend, auf den Ruten des Hornstrauchs und Ligusters, steif und gerade gerichtet auf Ulmen und Hainbuchen, trumm gebogen auf den Linden, kraus und wirr auf Kreuzdorn, Stein- und Felsenmispel, als schwere Decke auf den Krüppelstöbren, ausladend über Fels und Abgrund.

So lag selbst im Bild des tiefen Winters eigenartig der Charakter einer jeden Pflanze ausgeprägt vor mir.

Oft neigten die Zweige zusammen. Unter Schneegirlanden durch führte der tiefverschneite, schwer zu findende Pfad. Aber ich schritt hinan, und wahrlich, es lohnte sich.

Wer an solchem Tage hoch über dem Nebel im klarsten Himmelblau die Alpen stehen sah, als wären die mächtigen, weißen Häupter in unmittelbarer Nähe, der erlebte Stunden, deren Schönheit er nie zu schildern vermag. — — —

Oben am Burghorn traf ich im Schnee die einzigen menschlichen Spuren. Ein fester Männertritt; oft daneben, bald davor, bald dahinter die graziösen Schrittchen eines munter trippelnden Füßleins.

Ich freute mich, und es wurde mir warm ums Herz.

Aber — ich kehrte um. Ich mochte nicht mehr allein sein!

Jugenderinnerungen.

Dr. R. Wjß, Marau.

Man spricht von alter, von neuer, von zweiter Heimat. Die richtige Heimat aber, die Heimatsehnsucht und Heimatwehmut auslöst, das ist der Ort unserer Kindheit. Wohl bringen es die Verhältnisse mit sich, daß sich die Fäden, die uns mit diesem Ort verbinden, allmählich etwas lockern. Doch plötzlich — ausgelöst durch eine Bemerkung, einen Namen — regt sich langsam, aber unwiderstehlich der Drang, die Stätten der Jugendzeit wiederzusehen. Heimweh nach der engsten Heimat! Man denkt an sie, man träumt von ihr und kehrt schließlich auch wieder einmal dahin zurück. Erlebt man dann vielleicht eine kleine Enttäuschung, weil gar manches anders und viel Liebgewonnenes verschwunden ist — was schadet's? Herrlich war die Heimat doch einmal, schön, unerschöpflich reich. Man war mit ihr durch und durch vertraut, und doch konnte sie jeden Tag wieder etwas Neues bieten. Weit und groß war diese Heimat nicht. Man kannte nur sein Revier; der übrige Teil des Städtchens war unbekannt, bot nicht das geringste Interesse, und gegen Kinder jener „fremden“ Gebiete war man feindlich eingestellt.